Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 471. Dienstag den 15. September 1896. 90. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 15. September.

Die „Nationalliberale Correspondenz" schreibt heute: „Aus Anlaß des bevorstehenden **nationalliberalen Delegirtentages** werden in der Presse die von einem Berliner Blatt angeregten Erörterungen über die Stellung der nationalliberalen Partei zu den wirthschaftlichen Tagesfragen fortgesetzt. Verschiedene Interessengruppen scheinen die Auffassung, welche bisher in der Partei geltend war, daß unvermeidliche wirthschaftliche Gegensätze in den Fractionen nach Möglichkeit zu einem Ausgleich gebracht werden müßten, nicht anerkennen zu wollen. Es scheint, als wollten sie der nationalliberalen Partei nur in dem Sinne eine Berechtigung zuerkennen, daß diese die wirthschaftlichen Interessen nicht der Gesammtheit, sondern bestimmter Kreise vertreten sollte, in denen sich die eigenen bezw. diejenigen Interessen bewegen, welche die Petenten zu übersehen vermögen. Mit dem Sieg solcher Bestrebungen würde die Gesammtpartei, welche sich auf nationalem Gebiet und auf dem Programm eines liberalen Ausbaues unseres Verfassungslebens zusammengefunden hat, sich in kleine Interessengruppen auflösen müssen und damit zu jener Bedeutungslosigkeit für die praktische politische Arbeit heruntergedrückt werden, welche die nach links stehenden Vereinigungen kennzeichnet. Für die Parteileitung dürfte es richtig sein, diesen Erörterungen ihren klärenden Gang gehen zu lassen." Auch wir glauben, daß die Parteileitung am besten thut, diesen Erörterungen auf dem Delegirtentage einen breiten Raum zu gönnen. Es wird sich dann sicherlich herausstellen, daß die Zahl der Parteigenossen, die wirklich die Partei nicht zur Vertreterin der wirthschaftlichen Interessen der Gesammtheit, sondern bestimmter Kreise machen möchten, eine verschwindend kleine ist. Männer, welche ihre nationalen Pflichten über alle anderen stellen, können gar nicht die Absicht hegen, die wirthschaftlichen Interessen einzelner Kreise auf Kosten der wirthschaftlichen Gesammtinteressen zu fördern; sie würden dadurch ihre nationale Pflicht verletzen. Allerdings kann es vorkommen, daß einzelne Abgeordnete, denen der große Ueberblick fehlt, der Ansicht sind, sie förderten die Gesammtinteressen, wenn sie zu Verfechtern der Forderungen einer Interessengruppe sich machen. So ist die Stellung, die einige Mitglieder zu dem Antrag Kanitz eingenommen haben, sicherlich lediglich auf die Ansicht dieser Herren zurückzuführen, man müsse mit allen nur denkbaren Mitteln die Landwirthschaft fördern, um von der Gesammtheit eine schwere Gefahr abzuwenden. Aber eben weil solche Männer, deren nationales Pflichtgefühl keinem Zweifel unterliegen kann, eine solche Ansicht hegen, wäre es grundfalsch, diese Männer von der Partei abzudrängen und in das Lager der extremen Agrarier zu stoßen, wo sie den Blick für das Allgemeine vollends einbüßen würden. Und die meisten ihrer Gegner haben im Grunde auch nicht die Absicht, nur die wirthschaftlichen Interessen einzelner Kreise von der Partei vertreten zu sehen. Sie sind nur der Meinung, die Partei habe jenen „agrarisch angehauchten" Elementen gegenüber nicht genug gethan, um sie von ihrem einseitigen Interessenstandpuncte auf den höheren Standpunct der Gesammtwohlfahrt zu erheben. Eine offene und gründliche Aussprache wird nun darthun, daß in Fractionsversammlungen alles Mögliche geschehen ist, die wirthschaftlichen Gegensätze zum Ausgleich zu bringen. Und tritt das zu Tage, so wird sich auch herausstellen, daß das anscheinend hervortretende Bestreben, die Partei zur Vertreterin bestimmter wirthschaftlicher Kreise zu machen, nur ganz vereinzelt besteht und in den meisten Fällen nichts ist, als eine in unklarer Weise sich äußernde Unzufriedenheit mit dem Nichtgelingen der versuchten Ausgleiche und ein Verlangen nach erfolgreicheren Ausgleichsversuchen. Und kommt auf dem Delegirtentage dieses Verlangen zum klaren Ausdrucke, so ist das nur zu begrüßen.

Zu der Erklärung des „Reichsanz." über die „**unerlosen Flottenpläne**" wird der „Voss. Ztg." aus Marinekreisen geschrieben:

Admiral Hollmann stellte im vergangenen Winter in Aussicht, daß dem Reichstage in diesem Herbste eine Vorlage zugehen würde, die Aufschluß über die weiteren Bauten, mögen sie Neubauten oder nur Ersatzbauten unserer Kriegsschiffe sein, auf eine Reihe von Jahren hinaus bringen sollte. In der neuesten Erklärung des „Reichsanz." dagegen wird besonders hervorgehoben, daß es nicht in der Absicht der Marine-Verwaltung liege, von dem bisherigen Gebrauch, durch den Etat dasjenige zu fordern, was die Marine zur Erfüllung ihrer Aufgaben gebraucht, abzugehen und den gesetzgebenden Körperschaften einen weitausschauenden Plan oder eine besondere Marinevorlage zu übergeben, die durch die unübersehbare weitere Entwickelung der Dinge in kürzester Zeit werthlos werden könnte. Bisher ist allerdings kaum ein Flottengründungsplan zur vollen Ausführung gekommen; ja, es ist zwischen den verschiedenen Aufstellungen der Kriegsschiffsbauten ein derartiges Durcheinander entstanden, daß der Staatssecretair selbst bemerkte, diese Angelegenheit sei schwierig. Der Etat der Marineverwaltung für das Jahr 1897/98 wird mithin — und hierin dürfte ein Kernpunct der abgegebenen Erklärung des „Reichsanzeigers" zu suchen sein — nur wieder directe Forderungen für ein Etatsjahr enthalten, um die sich die Debatten drehen werden. Aber ebenso dürfte auf der Hand liegen, daß der nächstjährige Etat nicht „exorbitante Forderungen" für Kriegsschiffsneubauten in Gestalt von ersten Raten wird bringen können, da dieser Etat schon durch die weiteren Raten der im Bau begriffenen Schiffe recht erheblich belastet erscheinen muß, weil wir nicht weniger als neun Neubauten schon auf den verschiedenen Werften auf Stapel liegen haben, ganz abgesehen von Folgeraten des Torpedobootsmaterials und jenen zur Ersetzung von Maschinen und Kessel der Schiffe der „Sachsen"-Classe.

Das Organ des Bundes der Landwirthe, die „Deutsche Tagesztg.", glaubt an die Erklärung des „Reichsanzeigers", so bescheidene Forderungen diese in Aussicht stellt, die Versicherung knüpfen zu müssen, „daß bei der augenblicklichen wirthschaftlichen Lage des Mittelstandes, besonders der Landwirthschaft nur das bewilligt werden kann, was unbedingt und unerläßlich nöthig ist — nicht ein Pfennig mehr". Das klingt ganz wie eine Umschreibung des Wortes: „Kein Kanitz, keine Kähne!" Wir hoffen jedoch, daß die parlamentarischen Gesinnungsgenossen des Blattes nach dieser Parole nicht handeln. Sie sind wohl klug genug, um zu wissen, daß selbst der einfachste Bauer Bedenken tragen würde, sich in die Kähne der Kanitzianer verladen zu lassen, wenn diese bei einer Frage, bei der es sich um das Ansehen, die Würde und die wichtigsten materiellen Interessen des Reiches handelt, schnöde Schacherpolitik treiben wollten.

Die Nachricht von der Flucht Dreyfus' hat, wenn sie sich auch nicht bewahrheitet, in **Frankreich** viel Staub aufgewirbelt. Man beschäftigt sich heute wieder mit der geheimnißvollen Angelegenheit. Denn geheimnißvoll bleibt nun einmal die Verurtheilung des Hauptmanns, weil man wohl weiß, daß es sich um Spionage gehandelt hat, aber nicht auf welche Gegenstände und Mittel sich das Vergehen ausgedehnt hat. Es dürfte daher kein Wunder nehmen, daß die Erzählung, welche jetzt der, manchmal von höheren Officieren zum Sprachrohr ihrer Meinungen gemachte „Eclair" bringt, große Aufregung verursacht und wir müssen, obgleich wir die Darstellung nicht für wahr halten, auch hier davon Notiz nehmen. Nach dem „Eclair" ist es die deutsche Botschaft, welcher Dreyfus militairische Informationen geliefert habe. Der „Eclair" erzählt, daß aus einer chiffrirten Correspondenz zwischen dem deutschen und dem italienischen Militair-Attaché hervorging, daß Dreyfus Verbindungen mit einer fremden Macht hatte und daß er Deutschland militairische Geheimnisse auslieferte. Man mußte jedoch diesen aufgefangenen Brief geheim halten aus Gründen der Staatsraison und andere Beweise für die Schuld Dreyfus' suchen. Nun fährt er fort:

In den letzten Septembertagen des Jahres 1894 war Oberst Sandherr, welcher die Untersuchung führte, in der Lage, dem Kriegsminister Mercier einen nicht unterschriebenen Brief zu überreichen, welcher auf der deutschen Botschaft gefunden wurde und der aus trüber Quelle herrührte. Während der erste Brief, der auf die Spur Dreyfus' führte, blos in photographischer Reproduction zur Verfügung stand, lag jetzt ein Originalbrief vor, welcher die Schriftzüge des Capitains Dreyfus zeigte. Dieses Schreiben kündigte die Auslieferung von fünf militairischen Actenstücken an Deutschland an, darunter Projecte des Schießreglements für die Artillerie und Infanterie, das Project der Mobilisirungs-Maßregeln für die Artillerie in Durchführung des Gesetzes vom 29. Juni 1894, wodurch die Pontonniers aufgehoben und 28 neue Batterien geschaffen werden, endlich den Operationsplan des Generals Renard für die Madagaskar-Expedition. Dreyfus wurde verhaftet. Man wußte, daß er einen Mitschuldigen im Civil habe, aber man unterließ dessen Verfolgung, weil sonst auch Dreyfus hätte vor die bürgerlichen Geschworenen gestellt werden müssen. Es ist richtig, schließt der „Eclair", daß Dreyfus nicht wußte und vielleicht auch jetzt noch nicht weiß, daß der Kriegsminister die Photographie jenes Briefes besaß, welcher vom deutschen an den italienischen Militair-Attaché gerichtet wurde, und daß er somit die Photographie des einzigen Actenstückes in Händen hatte, in welchem Dreyfus' Name ausdrücklich erwähnt wurde, da er die Phrase enthielt: „Decidement cet animal de Dreyfus devient trop exigeant." Dieser Brief wurde auch bei der Verhandlung nicht producirt und wurde lediglich den Richtern vertraulich in den Berathungssaal mitgegeben. Bezüglich des andern Briefes, welcher als Begleitbrief der militairischen Acten erschien, haben zwei Experten, Bertillon und Charavay, die Schriftzüge des Capitains Dreyfus festgestellt, drei andere Experten gaben dagegen ein unbestimmtes Gutachten ab. Die Richter gewannen die Ueberzeugung von der Schuld und schöpften ein einstimmiges Verdict.

Wenn etwas gegen diese Erklärung einnimmt und sie zweifelhaft macht, so ist es die Hereinziehung der deutschen Botschaft, eines Briefes von der deutsche Militairattaché an den italienischen geschrieben haben soll und daß in diesem Briefe der Spion Dreyfus nicht nur genannt, sondern auch mit dem Ehrentitel „Rindvieh" belegt worden sein soll. Wenn übrigens die erzählten Gründe die einzigen sind, die zur Verurtheilung des Hauptmanns führten, so erscheint er fast eher ein Opfer der Parteipolitik als ein Staatsverräther.

Das schwere Unglück auf dem Chodinskyfelde bei **Moskau** hinterläßt Nachwirkungen, die für einige russische Beamte und Würdenträger verhängnißvoll sind. Zunächst wurden bekanntlich der Moskauer Oberpolizeimeister Wlassowsky und einige andere Beamte entlassen; jetzt ist ferner durch kaiserliche Ordre dem Adjuncten des Polizeigroßmeisters von Moskau, Obersten Rubnew, ferner dem Polizeimeister von Moskau, Obersten Baron Budberg, und dem der Person des Polizeigroßmeisters attachirten Oberstlieutenant Pomeranzew ein strenger Verweis ertheilt worden, weil sie, wie die Untersuchung über das Unglück auf dem Chodinskyfelde ergeben hat, ihre Pflichten vernachlässigt hatten. Aber doch noch höher hinauf soll der berechtigte Unwille des Zaren reichen. Es soll nämlich dem Großfürsten Sergius, dem Oheim und Schwager des russischen Kaisers und dem gegenwärtigen Generalgouverneur, ein Haupttheil der Schuld an dem Unglück auf dem Chodinskyfelde zufallen. Soll er doch die dreimal nach einander am Tage vor dem Festmahl für das Volk telephonisch an ihn gerichtete Bitte des Ministers des kaiserlichen Hofes, Grafen Woronzow-Daschkow, ihm Militair zur Aufrechterhaltung der Ordnung unter der sündlich ungeheuer anwachsenden Menschenmenge zuzustellen, einfach mit dem Bemerken abgelehnt haben, die Polizei würde diese Aufgabe ausführen können. Die Erklärung der so auffallenden Haltung des Großfürsten lag in dessen Mißstimmung gegen den Grafen. Diesem war die Oberleitung des gesammten Krönungsfestes übertragen, und das nahm der Großfürst in seiner Stellung als Generalgouverneur als Kränkung auf. Er mischte sich trotzdem in die Sache, Woronzow führte Beschwerde beim Kaiser, und dieser gab ihm Recht. Darob noch größerer Aerger bei dem Großfürsten, der sich in kleinen Nörgeleien aller Art Luft machte. Nun erfährt die „Schlesische Ztg." zu der Angelegenheit:

Von der dem Großfürsten nahe stehenden Seite wurde Alles daran gesetzt, die Untersuchung des betrübenden Falles so kurz als möglich abzumachen. Erst ward vom Kaiser bestimmt, daß die Angelegenheit unter seinem Vorsitz vom Ministercomité abgeurtheilt werden sollte. Von jener Seite ward nun, um den Kaiser von der Prüfung der Affaire fern zu halten, geltend gemacht, die Voruntersuchung wäre in diesem Falle der wichtigste Theil, und der Urtheilsspruch wäre von denjenigen Personen zu fällen, die der Untersuchung am nächsten gestanden. Der Kaiser ging auf diesen Antrag ein und — wählte den Grafen Pahlen, früheren Justizminister (unter Alexander II.) und Oberkrönungsmarschall bei der Krönung Alexander's III. und Nikolaus' II., einen durchaus selbstständigen und unabhängigen Charakter, welche Eigenschaft von so manchem Minister in den Reichsrathssitzungen unangenehm gefühlt ward. So war denn jene Clique aus dem Regen in die Traufe gekommen. Es gelang ihr aber doch, die Untersuchung von der Prüfung des Falles zu trennen, und erstere war dem derzeitigen Justizminister Murawjew übergeben. Nach deren Abschluß wurden die Acten freilich dem Grafen Pahlen zugestellt, als er aber die Sache energisch in die Hand nahm, gelang es, sie ihm abzunehmen. Endlich kam aber doch der Kaiser hinter diese Machenschaften, und die Acten wurden nochmals dem Grafen zugestellt. In dem Gutachten Pahlen's hat man für den Großfürsten der Posses Bedeutung erlangt, in welchem es heißt: es hätte auch die vorliegende Sache gezeigt, daß es unzuträglich wäre, wenn ein Glied des Kaiserhauses auf einen Posten wie der eines Generalgouverneurs gestellt wäre. So hat sich denn der Großfürst schnell auf Urlaub ins Ausland begeben, um, wie man versichert, nicht mehr auf seinen Moskauer Posten zurückzukehren. Er hatte es damit so eilig, daß er den zugesagten Besuch des Archäologischen Congresses, dessen Ehrenpräsident er ist, zu Riga, woselbst die kaiserlichen Gemächer im Schlosse für ihn und die Großfürstin schon in Stand gesetzt waren, ganz plötzlich ordrefirte und sich direct ins Ausland begab.

Deutsches Reich.

△ **Berlin**, 14. September. Dem früheren Reichstags- und Landtagsabgeordneten Landschafts-Director a. D. Sombart überbrachte heute zur Vollendung seines 80. Lebensjahres eine parlamentarische Deputation die Glückwünsche der nationalliberalen Reichstags- und Landtagsfraction und des Centralvorstandes der Partei, denen Herr Abg. von Eynern in einer Ansprache Ausdruck verlieh. Der Jubilar, dessen Verdienste um die praktische Förderung landwirthschaftlicher Interessen Herr von Eynern besonders hervorgehoben hatte, bemerkte in seiner Dankeserwiderung namentlich auch, er hoffe, daß er die Zeit noch erlebe, in der die Landwirthe den Mißbrauch ihrer wirthschaftlichen Angelegenheiten zu Zwecken der politischen Demagogie erkennen und zurückweisen würden.

Feuilleton.

Die Tochter des Geigers.

6] Roman von A. Brüning.

Nachdruck verboten.

Sie schnellte empor. Ein Schimmer wieder erwachender Hoffnung glitt über ihr blasses Gesicht. „Ich hole welches," stieß sie hervor, und eilfertig Walter's Hut vom Boden aufraffend, stürzte sie fort in das Dickicht hinein. Was kümmerte es sie, daß die Zweige ihr ins Gesicht schlugen? Sie wußte, daß sie auf diese Weise schneller zum Weiher gelangte, als wenn sie den gebahnten Weg nahm. Es war ein beschwerliches Vorwärtsdringen in dem langen Reitkleide, dessen Schleppe sie über den Arm geschlagen, aber sie ließ sich nicht aufhalten; den Schleier, der sie hinderte, riß sie vom Hute, und nach unsäglicher Anstrengung war endlich der Weiher erreicht. Ohne Besinnen schöpfte sie den Hut voll Wasser, tränkte Tuch und Schleier mit dem belebenden Naß und flog dann den Weg zurück, den sie gekommen. Erschöpft und athemlos stand sie nach kurzer Zeit wieder bei dem Verunglückten und vereinte nun ihre Bemühungen mit denen Walter's, den Fürsten ins Leben zurückzurufen.

Sie wuschen ihm die Schläfen mit kaltem Wasser und preßten ohne Unterlaß die nassen Tücher auf seine blutende Stirne. Sie wechselten kein Wort, aber Lia bewegte unaufhörlich die Lippen in stummem Gebete.

Nach Verlauf einer halben Stunde hob ein tiefer Athemzug die Brust des Bewußtlosen, und allmählich kehrte die Lebensfarbe in sein bleiches Antlitz zurück.

„Mein Gott, ich danke Dir", flüsterte Lia Rose aus tiefster Seele. Dann verließ sie die Kraft, mit krampfhaftem Aufschluchzen sank sie in Walter's Arme und ließ wie todtmüde einen Moment ihr Haupt an seiner Brust ruhen.

Wortlos stützte er das weinende, ach so sehr geliebte Mädchen, das für ihn nun unwiderbringlich verloren war. Wilder Schmerz zerriß sein Inneres, da er nun zur vollen Erkenntniß der Lage kam, in welcher die Beiden und in welcher er sich selbst befand.

Solche Stunden sind Marksteine auf dem Wege unseres Lebens, indem sie einen neuen Abschnitt bezeichnen. Walter hatte diese Stunde zum Manne gereift.

Lia faßte sich rasch, und Beider Aufmerksamkeit wandte sich wieder dem Fürsten zu, der jetzt die Augen aufschlug.

Zuerst blickte er wie abwesend um sich her, bald aber erinnerte er sich des Geschehenen. Dort sein Pferd, — der Abgrund, — ein Schauer bebte durch seinen Körper. Dann sah er auf den Freund, auf die Geliebte, und ein Lächeln glitt über seine Züge; das Gefühl des wiedergeschenkten Lebens strömte warm durch seine Adern und stählte die erschlafften Nerven. Kräftiger als man hätte erwarten sollen, richtete er sich empor. Von Walter unterstützt, machte er einige Schritte. „Wie fühlst Du Dich, Edgar?" fragte dieser jetzt.

„Ganz wohl und gesund," — versicherte der Fürst, „die kleine Schmarre dort", — er deutete auf die Stirn, um die Lia ihm ihr Tuch als Binde geschlungen, — „ist nicht der Rede werth."

„Das war eine unverhoffte Unterbrechung unseres Ausfluges. Nun, ich bin noch glimpflich genug davongekommen, und Fräulein Lia hat sich bei dem halsbrechenden Ritt die Sporen verdient", versuchte er die ersichtliche Bewegung der Beiden hinwegzuscherzen.

Lia Rose antwortete nicht. Sie fürchtete wohl, daß der Klang ihrer Stimme ihr süßes Geheimniß verrathen könne, aber in ihren Augen schimmerte ein Strahl von beseligendem Glück.

„Ja, nun werden wir wohl an den Heimweg zum Forsthaus denken müssen," sagte der Fürst, sonst hält man uns dort am Ende gar wirklich für verunglückt."

Sie stiegen zu Pferde; Edgar bestand darauf, den „Almansor" zu reiten, der in der That sich jetzt ganz lammfromm und lenksam zeigte.

Während des Rückweges mußte Edgar fast allein die Kosten der Unterhaltung tragen. Seine Begleiter waren einsilbig, beiden schloß ein übermächtiges Gefühl den Mund, nur daß es bei dem Einen Glück und bei dem Andern stille Entsagung war.

Spät am Nachmittage, als Pferd und Reiter längst die Folgen des Unfalles überwunden hatten, als der Fürst ausruhend auf dem Sopha lag, und Lia Rose auf ihrem Kämmerlein weilte, da rang unter der Rothbuche am stillen Waldsee ein einsamer Mann im schwersten, bittersten Kampfe.

Dort an der Stelle, wo sie, die er liebte, und der er nun entsagen sollte, ihm zuerst erschienen war in allem Zauber ihrer jungfräulichen Lieblichkeit, hatte Walter sich zu Boden geworfen. Die heiße Stirn in das feuchte, kühle Moos gepreßt, suchte er die Kraft zu sammeln zu der schweren Entscheidung zwischen Freundschaft und Liebe. Sie war ja schon getroffen, diese Entscheidung, aber das rebellische Herz wollte sich noch dagegen auflehnen. Mußte es denn sein? Wenn er nun die Entfernung des Fürsten forderte, war es nicht möglich, daß ihr Herz sich dereinst ihm zuwandte? Doch sein Glück bauen auf dem Unglück des Freundes! Weg mit dem häßlichen Gedanken! Nein, die Beiden sollten glücklich sein, von nun an war er ihr treuer Verbündeter. Leben um Leben! Einst hatte der Fürst sein Leben um ihn gewagt, er gab ihm jetzt dafür das Leben seines Lebens, gab ihm seine Liebe zum Opfer. Als er sich endlich aufrichtete, war sein Gesicht wohl bleich und verändert, ein schweres Unglück schien darüber hinwegegangen zu sein, jeder Zug war tief eingegraben, jede Linie fester geworden, aber auf der breiten, hohen Stirn thronte der Friede eines hochherzigen Entschlusses.

Am Abend, es war der achte nach jenem Gespräch unter dem Lindenbaum, als der Fürst ihm gute Nacht wünschte, faßte Walter denselben bei der Hand, und diese fest drückend sagte er: „Bleib — und wirb um sie."

X.

In dem kleinen halbverfallenen Jagdschlößchen Hubertusburg, das sich im Besitz des Fürsten v. R. befand, war außer der großen, reich mit Jagdemblemen decorirten Halle, in der sich einst zahlreiche Jagdgesellschaften zum fröhlichen Bankett zu versammeln pflegten, nur noch ein runder Seitenthurm bewohnbar.

Das Schlößchen hatte längst aufgehört, seiner ursprünglichen Bestimmung zu dienen, der jetzige Fürst war kein Jagdliebhaber. Dagegen war es wegen seiner schönen Lage, mitten im Walde, ein Lieblingsaufenthalt der fürstlichen Damen geworden, die fast in jedem Sommer einige Wochen darin verlebten. Die Fürstin Agnes holte sich in der reinen, stärkenden Luft stets Kräftigung für ihre schwache Gesundheit, und ihre Tochter, Prinzeß Therese, freute sich nach ihrem eigenen Ausspruche das ganze Jahr hindurch auf ihr Waldschlößchen, wo sie einmal wieder ganz ihren Neigungen leben konnte, die sie weit ab von dem Glanz und dem geräuschvollen Treiben des Hofes führte. Beide Damen hatten wenig Bedürfnisse, sie pflegten daher auch keinen überflüssigen Troß von Lakaien und so weiter mitzubringen. Für einen solchen hätten die beschränkten Räumlichkeiten des alten Schlößchens auch keinen Platz geboten, hatte es doch schon Mühe genug gekostet, die Wagen und Pferde der Prinzessin nothdürftig unterzubringen.

Es war kurze Zeit nach den im vorigen Capitel geschilderten Ereignissen. Die letzten Tage hindurch war es auch fast unerträglich schwül gewesen; auch heute lag die Luft wie eine compacte, flimmernde und kochende Masse über der vertrockneten Erde, auf die der Himmel aus wolkenloser Bläue seine sengenden Strahlen gleich spitzigen Pfeilen herniedersandte.

Die fürstlichen Damen befanden sich in dem runden Thurmgemach, das ihnen zum Wohnzimmer diente, und das verhältnißmäßig kühl zu nennen war. Durch die bunten, gemalten Bogenfenster floß das Licht nur gedämpft in gebrochenen Strahlen über den parquettirten Fußboden und die bis zur Hälfte der Höhe in Eichenholz getäfelten Wände, was den anheimelnden Eindruck des mit kunstvoll geschnitztem Meublement ausgestatteten Raumes noch verstärkte.

Die Fürstin lag auf den grünen Seidenpolstern einer Chaiselongue und hörte mit halb geschlossenen Augen ihrer Tochter zu, die ihr gegenüber, in einem tiefen Armsessel ruhend, mit wohlklingender Stimme aus einem Buche vorlas.

Prinzeß Therese stand in ihrem zwanzigsten Lebensjahre, doch ein gewisser sinnender Ernst, der auf den feinen, etwas blassen Zügen lag, ließ sie eher älter erscheinen. Das längliche, auffallend schmale Gesicht war keineswegs schön zu nennen, dazu war die Stirn zu niedrig und der Mund entschieden etwas zu groß; doch wußte sie ihn beim Sprechen anmuthig zu bewegen. Schön waren nur das leicht gewellte aschblonde Haar, das sie in reichen Flechten am Hinterkopf aufgesteckt trug, und interessant waren die großen, grauen Augen.

Wie sie so da saß in dem einfachen Seidenkleide, das keine andere Verzierung zeigte, als um den Hals eine fein gefältete Krause und an den feinen Handgelenken breite, umgelegte Spitzenmanschetten, hatte ihre ganze Erscheinung, die sich so harmonisch in den Rahmen des Zimmers einfügte, etwas unleugbar Anziehendes, was vielleicht gerade in ihrer Anspruchslosigkeit seinen Grund hatte.

Sie legte jetzt das Buch bei Seite. „Willst Du nicht lieber schlafen, Mutter," sagte sie, „Du siehst wieder recht müde und abgespannt aus."

„Das macht nur die Hitze, liebes Kind, sorge nicht um mich, ich fühle mich schon merklich gekräftigt, seit wir hier sind", entgegnete die Fürstin. „Schade, daß diesem stillen Aufenthalte, der mir so wohl thut, eine so geräuschvolle Zeit folgen muß", fuhr sie seufzend fort. „Doch verzeih, ich wollte

SLUB
Wir führen Wissen.